

JANUAR/FEBRUAR
2009

THEOLOGISCHE
HOCHSCHULE



FRIEDENSAU

DIALOG

GEMEINSAM GLAUBEN,
LEBEN, HANDELN –
DIE HOCHSCHULE
IM GESPRÄCH



DR. DR. SILVIA
HEDENIGG ZUR
PROFESSORIN
ERNANNT

SEITE 9

GESUNDHEITS-
FÖRDERUNG UND
PRÄVENTION IM FOKUS

SEITE 2

VON DER SCHWIERIGKEIT,
DEN „GESUNDEN“
MITTELWEG ZU FINDEN

SEITE 5

FRIEDENSAUER FORUM
ZUM THEMA HEILIGTUM

SEITE 11

DIE HOCHSCHULE
BITTET UM HILFE

SEITE 12

UND VIELES MEHR ...



studieren
studieren
mit Visionen
mit Visionen

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Freunde Friedensaus,

es ist viel gedankt worden in den letzten Tagen und Wochen. Geschenke sind verteilt worden – da gehört es sich, dass man sich bedankt, ja, sich bedanken muss.

Wenn ich im Namen der Hochschule „danke“ sage, bewegt mich mehr als reine Höflichkeit. Uns ist viel gegeben worden im letzten Jahr: eine neue wunderschöne Bibliothek, ein ansprechendes Gästehaus, neue Studiengänge in englischer Sprache, engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, neue Studentinnen und Studenten, Zusammenarbeit mit anderen Schulen und Institutionen, Stipendien und Fördergelder, ein Geist der Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit.

Vielleicht haben wir das alles verdient, schließlich haben wir Einsatz gezeigt, oft über die Grenzen hinaus. Friedensau hat ein Gesicht, eine Prägung, steht für Kontinuität und Erneuerung, für Tradition und ihre Umsetzung in die Gegenwart. Und ohne all die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ohne die Unterstützung durch Kuratorium und Gemeinden wäre das nicht möglich geworden.



Mein Dank gilt heute aber vor allem jenen, die für Friedensau nichts leisten müssten, sondern es wollen, freiwillig, aus einer Motivation, die von innen kommt. Von Euch haben wir regelmäßige Spenden bekommen, damit junge Leute studieren können. Von Euch haben wir Anerkennung erhalten für das, was Friedensau leistet. Von Euch haben wir engagierte und konstruktive Kritik gehört, wo wir zu falsch oder missverständlich kommuniziert haben. Dafür danke ich von ganzem Herzen und wünsche, dass auch das Neue Jahr vom Geist der Zusammenarbeit gekennzeichnet sein möge. So gilt dieses „Dankeschön“ den Freunden Friedensaus, wo immer sie sind. Auf ein gutes und gesegnetes Neues Jahr!

J. Gerhardt

Johann Gerhardt

Wandel in unserem Gesundheitssystem –



FOTO: VEEB INCORPORATED

Gesundheitsförderung und Prävention im Fokus

Die Hochschule reagiert mit neuen Studiengängen

von Silvia Hedenigg

Unser Gesundheitssystem ist ungeachtet der Vielfalt und Komplexität der gegenwärtigen soziodemographischen Herausforderungen insbesondere durch den Versorgungsbedarf der zunehmend älter werdenden Bevölkerung sowie die Notwendigkeit umfassender Gesundheitsförderung und Prävention gefordert.

So wird nach Angaben der Bundesregierung in Deutschland nach aktuellen Modellrechnungen zur Bevölkerungsentwicklung „der Anteil der 65-Jährigen und Älteren von heute 19,8 % auf 31,8 % bis 33,2 % im Jahre 2050 (...) steigen; zugleich wird sich der Anteil der Hochbetagten (80 Jahre und älter) auf etwa 14 bis 15 % erhöhen und damit fast verdreifachen.“¹ Hinter diesen Zahlen verbergen sich zwei Phänomene, die sowohl aus individueller Betroffenensicht als auch hinsichtlich gesellschaftlicher Verantwortlichkeiten und adäquater Versorgungsangebote von großer Relevanz sind: Zum einen ist von einer Verlängerung der beschwerdefreien Lebensjahre auszugehen. Damit wird der ältere Mensch in seiner Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in sozialer, aber auch ökonomischer Sicht als Ressource wahrgenommen. Zum anderen verschiebt sich das Auftreten medizinisch-pflegerischer und sozialer Bedürftigkeit des alten Menschen ans Ende des Lebens: Für den geriatrischen Patienten bedeutet dies das Leiden an unterschiedlichen Krankheits-

bildern, der Multimorbidität. Auch demenzielle Erkrankungen sowie zum Teil damit einhergehende psychosoziale Belastungen wie depressive Syndrome, soziale Isolierung und Vereinsamung sind häufig zu diagnostizieren.² – Für die Bereitstellung angemessener Versorgungsstrukturen resultiert daraus die Notwendigkeit patientenorientierter und differenzierter Angebote. Diese müssen entsprechend dem Diagnosespektrum sektorenübergreifend und integriert angelegt sein und in Verbindung mit einem effizienten Case- und Schnittstellenmanagement stehen.

Bereits erkennbare Phänomene der veränderten Rollen- und Familienstrukturen, einer zunehmend geforderten Mobilität der Berufstätigen oder auch Herausforderungen durch das Altern von Migranten verdeutlichen, dass es neuer Modelle der Unterstützung, Pflege und Begleitung bedarf. Ungeachtet der teilweise bestehenden Missstände von Unter-, Über- oder Fehlversorgung in Medizin und Pflege – die jedoch vorrangig als gesundheits- und sozialpolitische Aufgaben zu verstehen sind – zeichnet sich auch eine Reihe zukunftsreicher Innovationen ab. Zu nennen sind insbesondere medizinische Versorgung, Pflege und Unterstützungsmaßnahmen, die dem Grundsatz der Selbstermächtigung, dem „empowerment“, verpflichtet sind. In tagesklinischen, ambulanten gerontopsychiatrischen Zentren, ambulanten Pflege- und auch Hospizdiensten kom-

men diese z.T. bereits erfolgreich zum Einsatz. Um auch strukturschwache Regionen versorgen zu können, die durch akuten Ärztemangel bedroht sind, werden bisherige Berufsbilder, -kompetenzen und -zuständigkeiten insbesondere zwischen Ärzteschaft und Pflege neu überdacht. So wird die Frage der Aufgaben und Kompetenzen in der Versorgungslandschaft einerseits vom Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen empfohlen³ und der Pflege gefordert, von der Kassenärztlichen Bundesvereinigung jedoch vehement in Frage gestellt.

Es ist absehbar, dass dies eines der Themen bleiben wird, die gesundheits- und berufspolitisch auch in den kommenden Jahren diskutiert werden. Ein erfolgreich umgesetztes Modell hinsichtlich der Pflege in ländlichen Gebieten besteht in einer Anlehnung an die Gemeindeschwester, „Schwester AGNES“ (Arztentlastende, gemeindenähe, E-Health-gestützte systemische Intervention)⁴, oder auch die kürzlich eingeführten Pflegestützpunkt-Modelle⁵. Ein weiteres, sicherlich mittelfristiges Unterstützungsangebot wird seitens medizintechnischer Entwicklungen zu erwarten sein, die „Assistierenden Technologien“. Diese werden erneut z.T. unbekannte Anforderungen an Betroffene, Angehörige und medizinisch-pflegerische bzw. soziale Unterstützer mit sich bringen. Denn eine der damit verbundenen Aufgaben wird nicht nur im kompetenten Einsatz der technischen Hilfsmittel bestehen; ihr Erfolg wird auch von den edukativen Fähigkeiten bei der Beratung und Anleitung von Nutzern und Angehörigen abhängen⁶.

Trotz der Herausforderungen der demographischen Entwicklungen und der skizzierten Antworten der systembezogenen Versorgungsangebote zeichnet sich das Gesundheitssystem dadurch aus, dass es seine Verpflichtung nicht mehr ausschließlich traditionell in der Behandlung und Pflege von Krankheiten sieht, sondern die Bedeutung von Gesundheitsförderung und Prävention in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt. Sollten die medizinökonomischen Berechnungen von Einsparungen durch gesundheitsfördernde und präventive Maßnahmen in Höhe von 25-30 % der Kosten für Kuration (Heilung) und Rehabilitation⁷ auch nur in etwa den Tatsachen entsprechen, erklärt sich auch das gesundheits- und finanzpolitische Interesse an diesem Paradigmenwechsel von der „Pathogenese“ (Entstehung von Krankheiten) zur „Salutogenese“ (Entstehung von Gesundheit).⁸ Potenzial dafür wird vor allem in Bevölkerungsgruppen sozial schwacher Lebenslagen gesehen. Denn die Zahlen zur Gesundheitsförderung und Prävention belegen ein ausgeprägtes sozioökonomisches Gefälle: So geht soziale Benachteiligung einher mit einem hohen Risiko zu erkranken.⁹ Krankheit, insbesondere bei Kindern, führt mit hoher Wahrscheinlichkeit in Armut und eine Festigung in der Armutsspirale: Eine Studie der Universität Marburg zu Armutslebensläufen in Deutschland ergab, „dass bei Erwachsenen vorwiegend eine soziale Selektion vorliegt (Selektionseffekt), das heißt chronisch schlechte Gesundheit erhöht das Risiko von Armut. Dagegen gibt es bei Kindern Hinweise auf einen Kausationseffekt, d.h. wer in Armut aufwächst, hat als Erwachsener eine schlechtere Gesundheit.“¹⁰ Auch eine kürzlich vorgestellte Studie zum beruflichen Wiedereinstieg chronisch Kranker zeigt, „dass chronisch kranke Menschen nach der Überwindung einer akuten Krankheitsphase oft wieder ins Berufsleben einsteigen wollen, ihnen das aber nur schwer gelingt (...)“.¹¹ Erschwerend kommt hinzu, dass Gesundheitsförderung, Prävention und Vorsorge die eigentlichen Zielgruppen kaum erreichen. Sie bleiben mittelschichts- und marktorientiert.¹²

Obwohl hier nur blitzlichtartig zwei der dringlichsten Phänomene beleuchtet wurden, verdeutlichen sie die Komplexität und impliziten Kraftanstrengungen, die zu einer auch nur annähernden Beherrschung dieser Probleme notwendig sind. Singuläre Modellprojekte und monokausale Lösungsansätze können zu deren Bewältigung nicht herangezogen werden. Nur die verantwortungsvolle Analyse ihrer strukturellen Vernetzung und deren konsequente integrative und multidisziplinäre Bearbeitung können

eine Chance für eine menschenwürdige Unterstützung, Selbstermächtigung und Versorgung dieser schwächsten und gefährdeten Bevölkerungsgruppen ermöglichen.¹³

Neue Studiengänge in Friedensau

Als Einrichtung im tertiären Bildungsegment werden im Fachbereich Christliches Sozialwesen – z.T. in Zusammenarbeit mit dem Krankenhaus Waldfriede und der Krankenpflegeschule – Aus- und Weiterbildungsangebote entwickelt, die in einer langfristigen Perspektive angelegt sind und entsprechend den entstehenden Bedarfen ausgebaut werden können. In einem ersten Schritt hat sich der Fachbereich Christliches Sozialwesen bewusst dem Gesundheitsbereich zugewandt: zum einen, weil in adventistischer Tradition vielfältige Ressourcen gesundheitsbewusster Lebensführung angelegt sind. Zum anderen, weil sich – wie oben skizziert – Fragen der Gesundheit sowohl in der aktiven Gesundheitsförderung als auch in der Versorgung zutiefst in den dringendsten Problemen unserer Gesellschaft widerspiegeln und auch im Aufgabenspektrum sozialer Arbeit als gesundheitsbezogene Dienstleistung oder in Form fachspezifisch klinischer Sozialarbeit von großer Relevanz sind.

Die genannten aktuellen Prozesse mit gestalten zu können, dem Angebotssektor kreative, fachlich exzellente ausgebildete und gleichzeitig ethisch reflektierte Experten in dieser Zeit vielfältiger Entwicklung zur Verfügung zu stellen, war eine der Motivationen, einen managementorientierten Masterstudiengang zu entwerfen. Mit einem für Leitungs- und Führungsaufgaben im Sozial- und Gesundheitssektor ausgerichteten berufsbegleitenden Weiterbildungsangebot richtet sich der Masterstudiengang somit insbesondere an facheinschlägige Berufsgruppen.

Die Ausbildungsziele und Berufsfeldorientierungen für Studierende bzw. Absolventen des Masterstudiengangs „Sozial- und Gesundheitsmanagement“ (SGM) liegen einerseits in der aktiven Erforschung bestehender Problemfelder im Bereich der Sozialen Arbeit bzw. des Gesundheitswesens. Andererseits sind sie in der konkreten ziel- und lösungsorientierten Mit- und Neugestaltung von Angebots- und Netzwerkstrukturen sowie in der Übernahme verantwortungs- und entscheidungstragender Positionen im Leitungsbereich bestehender Einrichtungen zu sehen. Darüber hinaus qualifiziert der Masterstudiengang – insbesondere Studierende mit bereits vorhandener Berufserfahrung – für die Erarbeitung und Gestaltung innovativer Konzepte zur Erweiterung etablierter Angebotspek-



Dr. phil. Dr. rer. medic. Silvia Hedenigg ist Professorin für Soziale Arbeit an der Theologischen Hochschule Friedensau

tren durch eigenständige Projekte, Initiativen der Existenzgründung und Selbstständigkeit im Berufsfeld der Sozialen Arbeit bzw. des Gesundheitswesens.

Aufgrund der skizzierten Einschätzung erwartbarer sozioökonomischer Entwicklungen und Herausforderungen, die Fach-, Methoden-, Sozial- und Transferkompetenzen voraussetzen, liegen die Schwerpunkte des Studiengangs in der Ausbildung von „Managementkompetenzen“; also u.a. in „Führung, Leitung und Innovation“, jedoch unter speziell betriebswirtschaftlichen Komponenten der (Non-) Profit-Bereiche „Gesundheit“ und „Soziales“. Diese sind einerseits zielgruppenspezifisch (etwa Zielgruppen, die der gesellschaftlichen Exklusion anheimfallen könnten), andererseits handlungs- und methodenorientiert konzipiert. Dabei charakterisieren insbesondere Betriebswirtschaftslehre, Organisationsentwicklung, Personalmanagement, Führung und Existenzgründung neben den entsprechenden Vertiefungen in Recht den Studiengang „Sozial- und Gesundheitsmanagement“. Konkret stellen sich die Berufsbilder beispielsweise folgendermaßen dar:

- Management, Bereichs-, Projekt-, Teamleitung in lebensweltersetzenden, -unterstützenden oder -ergänzenden Angebots- und Versorgungsstrukturen der Sozialen Arbeit bzw. gesundheitsbezogener Dienstleistungen; insbesondere hinsichtlich der Organisations- und Personalentwicklung, fachlich-methodischer Profilbildung etc. (Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, der Sozialen Hilfe, von Sozial- und Gesundheitsdienstleistungen; z.B. in der Gesundheitsförderung und Prävention, der Suchtberatung, in gemeindepsychiatrischen Einrichtungen; Senioreneinrichtungen, Hospizdiensten etc.)
- Entwicklung, Implementierung und Leitung innovativer Konzepte im mobilen, ambulanten oder teilstationären Bereich (z.B. Mehrgenerationenprojekte, Bildungsprojekte; Projekte im Bereich der Gesundheitsförderung und Prävention, Hospizprojekte etc.)
- Öffentlichkeitsarbeit, Beratungstätigkeit/Coaching von Einrichtungen, politischen Entscheidungsträgern etc.

Ziele und Curriculum des Studiengangs

Die curriculare Konzeption des Masterstudiengangs weist eine Schwerpunktsetzung auf Managementkomponenten einerseits sowie eine ausgewogene Bezugnahme auf die beiden Anwendungsbereiche im Sozial- und Gesundheitswesen andererseits auf. Konkret erfolgte diese anhand der Teil-

bereiche Management, Führung, personale und soziale Kompetenz, Recht, Wissenschaft und Forschung, Zielgruppen und Handlungsfelder im Sozial- bzw. Gesundheitsbereich, Geistes- und humanwissenschaftliche Reflexionskompetenz und Praktika.

Nachfolgende Module bzw. Lehrveranstaltungen vermitteln einen Einblick in die Vielfalt und Inter- bzw. Transdisziplinarität des Studienangebots:

- Sozial- und betriebswirtschaftliche Rahmenbedingungen
- Geistes- und humanwissenschaftliche Reflexionskompetenz
- Bedarfsorientiertes Management im Gesundheits- und Sozialwesen
- Leitungsmanagement im Sozial- und Gesundheitswesen
- Komplexe Sozialforschung I, II
- SOZIALmanagement und GESUNDHEITSmanagement
- Autopoiese, Selbstständigkeit, Innovation
- Spezielle Rechtsfragen
- Psychologische Führungs- und Leitungsinstrumente
- Personale und soziale Kompetenz
- Inklusion/Exklusion
- Praktikum I, II
- Masterarbeit I, II

Das derzeit berufsbegleitend angebotene Studium umfasst eine Regelstudienzeit von 3 Jahren (6 Semester), ein Vollzeitstudiengang beträgt 2 Jahre (4 Semester). Es wird im Rahmen von Blockwochen in Modulform angeboten (120 Credits) und schließt ein Praktikum von 4 Wochen Dauer sowie eine Masterarbeit mit ein. Der Master-Hochschulabschluss berechtigt zur Promotion.

Bachelorstudiengang „Gesundheits- und Pflegewissenschaften“

Neben dem Masterstudiengang SGM wird – vorbehaltlich der Akkreditierung – in Kooperation mit dem Krankenhaus Waldfriede ein weiterer Studiengang „Gesundheits- und Pflegewissenschaften“ entstehen, der ab dem Wintersemester 2010 angeboten wird. Bereits in den Vorbereitungen zeichnen sich vielfältige Synergien im Lehrangebot der beiden Einrichtungen ab, die längerfristig weitere Masterstudiengangs- bzw. Weiterbildungsangebote in Kooperationsprojekten nahelegen.

Zusammenfassend entsteht an unserer Hochschule mit dem erweiterten Themenschwerpunkt „Gesundheit“ ein spannendes und auch in adventistischer Tradition stehendes Forschungs- und Lehrangebot. Damit hoffen wir, zur Lösung der vielfältigen Herausforderungen und Aufgaben unserer Zeit einen Beitrag leisten zu können. ■



Was stimmt denn nun?

Von der Schwierigkeit, den „gesunden“ Mittelweg zu finden

von Edgar Voltmer

Kaum hatte die Bundesregierung sich auf einen Aktionsplan zur Bekämpfung des epidemische Ausmaße annehmen. Übergewichts in der Bevölkerung verständigt und unter Federführung von gleich zwei Ministerien entsprechende Programme aufgelegt, formierte sich schon die Gegenbewegung. Der SPIEGEL – immer voran, wenn es gilt, gegen den Strich zu bürsten, ohne dabei einen wirklich eigenen Standpunkt erkennen zu lassen – titelte: „Lieber dick und froh“ (23/08). In diesem und weiteren Artikeln entstand sodann der Eindruck, als wäre es viel wichtiger, sich wohlzufühlen, als ein Normal- oder Idealgewicht zu haben, und als seien ohnehin die Gene für fast alles verantwortlich; mithin könne man kaum etwas machen. Der verunsicherte Bürger war wieder einmal mit der Frage konfrontiert: Was stimmt denn nun, wem kann ich trauen, vor allem aber: Wie soll ich mich denn nun verhalten?

Die Faktenlage ist dabei eigentlich völlig klar und unter den Experten unumstritten. Nach einem steilen Anstieg seit den 80er-Jahren gelten in der US-amerikanischen Bevölkerung mittlerweile 64,5 % Personen als übergewichtig oder adipös. Gemessen wird dies am sogenannten Body Mass Index (BMI), in dem das Körpergewicht durch die quadrierte Körpergröße in Metern geteilt wird. Werte zwischen 25 und 30 gelten als übergewichtig, von 30 aufwärts als adipös, was im Deutschen mit einem nicht sehr charmant klingenden „fettleibig“ übersetzt würde. Wie immer mit einer gewissen Verzögerung ist diese Entwicklung mittlerweile auch bei uns angekommen.

Nach einer Studie der International Association for the Study of Obesity (IASO) sind die Deutschen die dicksten Europäer. In der Bundesrepublik sind 75,4 % der Männer und 58,9 % der Frauen zu schwer. Zum Vergleich: In Italien liegen die Zahlen bei 51,4 % (Männer) und 34,5 % (Frauen). Besonders besorgniserregend: Jedes fünfte Schulkind und jeder dritte Jugendliche leidet bereits an Übergewicht. Übergewichtige Kinder und Jugendliche aber tragen ein erhöhtes Risiko, auch im Erwachsenenalter übergewichtig zu sein.

Brisanz erhält diese Entwicklung

dadurch, dass es sich hier nicht in erster Linie um ein kosmetisches oder ästhetisches Problem handelt. Übergewicht und Adipositas sind vielmehr gesicherte Risikofaktoren für eine Reihe der wichtigsten zum Tode führenden Erkrankungen der Bevölkerung wie Koronare Herzkrankung und Herzinfarkt, Bluthochdruck, Diabetes sowie einige Krebserkrankungen. Schätzungen zufolge belaufen sich direkte und indirekte Krankheitskosten in Deutschland auf 50-80 Milliarden Euro pro Jahr.

Es steht daher außer Frage, dass die Bekämpfung des Übergewichts und Maßnahmen zur Prävention und Gesundheitsförderung zu einem der dringlichsten Ziele der Gesundheitspolitik gehören. Folgerichtig wurden von den Bundesministerien für Gesundheit und Verbraucherschutz unter dem Titel „Nationaler Aktionsplan zur Prävention von Fehlernährung, Bewegungsmangel, Übergewicht und damit zusammenhängenden Krankheiten“ Programme aufgelegt, mit denen diesem Gesundheitsrisiko der Bevölkerung begegnet werden soll. Zusätzlich stellt das Bundesministerium für Forschung und Technologie acht Millionen Euro für die Anschubphase von Forschungsprojekten zum Thema bereit.

Ist die unzweifelhafte Gesundheitsgefährdung geklärt, können wir einräumen, dass es natürlich in der Umsetzung der Maßnahmen zur Prävention und Gesundheitsförderung mitunter das Problem gibt, dass sich gerade die falschen Personen von Appellen zum Abnehmen angesprochen fühlen und nicht etwa der tatsächlich übergewichtige Mann mittleren Alters zum Nachdenken kommt und versucht abzunehmen, sondern das ohnehin schon schlanke Mädchen, deren primäre Motivation dann auch nicht das Gesundheitsrisiko, sondern ein z.T. selbst gesundheitsriskantes Schönheitsideal ist, das in populären Castingshows unkritisch verbreitet wird. Auf diesen Sachverhalt hat das Robert-Koch-Institut mit einer Studie hingewiesen, die vom SPIEGEL in journalistischer Einseitigkeit ausgeschlachtet wurde. Und tatsächlich gibt es auch einen kleinen Teil Adipöser, deren Übergewicht durch erblich bedingte Erkrankungen (mit-)verursacht wird. Für die große Masse trifft aber zu, dass das Übergewicht durch ein Missverhältnis

zwischen Kalorienaufnahme und Kalorienverbrauch und damit durch die Ausgestaltung der eigenen Lebensweise bedingt ist. Die gute Nachricht dabei ist aber, dass es durch eine Veränderung der Lebensweise beeinflusst und behoben werden kann. Dass dies selten erfolgreich gelingt und Ernährungsexperten schon fast fatalistisch darauf verweisen, dass epidemiologische Daten einen Langzeiterfolg an der Abnehmfront fast nur bei chirurgischen Eingriffen konstatieren, widerspricht dem nicht, zeigt aber, wie schwer einmal geprägte/angenommene Gewohnheiten und durch sie gebahnte physiologische Prozesse wieder verändert werden können.

Eine ganz ähnliche Thematik stellt sich im Falle des Rauchens. Dank einer extrem einflussreichen und effektiven Lobby gehörte Deutschland zu den letzten europäischen Ländern, in denen Gesetze zum Nichtraucherschutz erlassen wurden. Kaum waren diese nach mühevolem Ringen dann doch in Kraft, formierte sich der Widerstand auf unterschiedlichsten Ebenen. Von einem Verlust der individuellen Freiheit (zur Selbst- und Fremdschädigung!) bis hin zur Existenzgefährdung betroffener Lokalitäten reichte das Lamento und wie immer wurden und werden die Gerichte reichlich bemüht.

In großen Prozessen, die US-Behörden in den 90er-Jahren gegen die Tabakkonzerne führten, wurde deutlich, wie perfide die Industrie durch gezielte Strategien der selektiven Fehl- oder Desinformation und durch massiven Lobbyismus die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchte. Teil dieser Strategie war es sogar, Forschungsprojekte von Gesundheitswissenschaftlern mit Mitteln der Tabakindustrie zu finanzieren. Diese werden zwar nicht müde zu behaupten, dass keinerlei Einflussnahme auf die Ergebnisse erfolgte, aber: „Wes Brot ich ess ...“ Insgesamt wurde damit das Ziel verfolgt, über die Gefahren des Rauchens hinwegzutäuschen, auf Nebenschauplätze abzulenken und eine trügerische Sicherheit zu verbreiten.

Besonders zynisch erscheint dabei, dass den Verantwortlichen der Tabakindustrie diese Gefahren bekannt waren, innerhalb der Industrie nicht wirklich bezweifelt wurden und trotzdem syste-



Dr. med. Edgar Voltmer ist Prorektor der Theologischen Hochschule Friedensburg und lehrt Gesundheits- und Verhaltenswissenschaften

matisch daran gearbeitet wurde, besonders im Jugendalter für das Rauchen zu werben und Jugendliche an die Zigarette zu bringen. Gezielt wurden dabei dem Tabak Substanzen zugesetzt, die zu einer Verstärkung der Wirkung und damit einer Erhöhung des Suchtpotentials führten (die mehrere tausend Seiten umfassende Dokumentation der Prozessunterlagen kann im Internet u.a. unter <http://www.library.ucsf.edu/tobacco/litigation/> eingesehen werden). Man darf getrost annehmen, dass Produzenten und Lobbyisten unverändert alles daran setzen werden, um die Auswirkungen der Nicht-raucherschutzgesetze für die Industrie nicht zu bedrohlich werden zu lassen.

Die Faktenlage ist auch hier mehr als eindeutig. Das Rauchen gilt unter Experten unumstritten als der Risikofaktor für den Lungenkrebs und Erkrankungen wie die chronische Bronchitis. Es hat Einfluss u.a. auf die Entstehung von Koronarer Herzkrankheit, Herzinfarkt und einiger anderer Krebsarten. Bis zu 140.000 Menschen in Deutschland und fünf Millionen Menschen weltweit sterben jährlich an den direkten oder indirekten Folgen dieses Suchtmittels. Dieses Risiko betrifft nicht nur den Raucher selbst, sondern auch den vom Nebenstrom betroffenen Passivraucher. Nach Einführung der Nichtraucherschutzgesetze in anderen europäischen Ländern konnte ein z.T. drastischer Rückgang dieser Erkrankungen gemessen werden. Zwei unabhängige Studien aus Frankreich und Italien belegen einen Rückgang der Herzinfarkte um 15 und 11 Prozent, nachdem Rauchen an öffentlichen Orten und in Gaststätten verboten worden war. Trotz der relativ kurzen Beobachtungszeit können entsprechende Gesundheitseffekte auch in Deutschland bereits nachvollzogen werden. Entgegen den Befürchtungen gingen übrigens auch die Bewirtungszahlen und Verzehrsmengen in Ländern mit Nichtraucherschutz nicht zurück, sondern wurden eher befördert durch eine Klientel, die es nun angenehmer fand, rauchfrei in Gesellschaft zu essen und zu trinken.

In gleicher Weise wie für die Adipositas gilt, dass die Bekämpfung dieses Risikofaktors zu einem der dringlichsten Gesundheitsziele gehört. Es soll dabei verhindert werden, dass Kinder und Jugendliche mit dem Rauchen beginnen, und Erwachsene ermutigen, von dieser schädlichen Gewohnheit zu lassen. In diesem Fall wird der Erfolg von präventiven Maßnahmen erschwert durch die Tatsache, dass es sich bei dem Nikotin um eine Sucht auslösende Substanz handelt und damit eine echte Entgiftung und Entwöhnung stattfinden muss.

Angeichts der dargestellten, oft

widersprüchlichen und häufig interessegeleiteten Informationen und Diskussionslagen in der Öffentlichkeit stellt sich die Frage nach einer verlässlichen Orientierung. Gerade in den angesprochenen Themen lohnt hierzu auch ein Blick in die Geschichte der Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten. Einer ihrer Pioniere, der zu seiner Zeit international renommierte Arzt John H. Kellogg, verriet einem Kollegen das Geheimnis, weswegen das von ihm geleitete Sanatorium Battle Creek in der Lage war, dem medizinischen Fortschritt immer fünf Jahre voraus zu sein. Immer wenn eine Neuerung auf den Markt gekommen sei, habe er sie sofort angenommen, wenn sie nach seinem Verständnis – gemessen an den Gesundheitsgrundsätzen von E.G White – vernünftig erschien. Wenn die Kollegen nach längerem Zögern, Studieren etc. dies dann auch als sinnvoll erkannt hätten, wären sie immer erstaunt, dass er dies schon so lange praktiziere. Umgekehrt habe er manches auf derselben Grundlage verworfen.

Tatsächlich stammen bereits aus der Gründerzeit der Freikirche Empfehlungen, den Tabak als schädliches Gift zu meiden (dies übrigens zu einer Zeit, in der von einigen Experten das Rauchen als konservierend für die Lungen angesehen und als Heilmittel für Erkrankungen empfohlen wurde). Außerdem wurde Wert darauf gelegt, durch eine ausgewogene, vollwertige und nicht zu reichliche Ernährung die Gesundheit zu fördern (und damit auch dem Übergewicht vorzubeugen, das in dieser Zeit noch kein prioritäres Gesundheitsproblem darstellte).

Anders als bei Alkohol oder Tee und Kaffee – deren Verzehr ebenfalls nicht empfohlen wurde, deren Gebrauch sich aber bei nicht wenigen Mitgliedern der Freikirche schleichend eingebürgert hat – steht die überwältigende Mehrheit der Adventisten nach wie vor zu einer strikten Enthaltsamkeit in Fragen des Nikotins. Epidemiologische Studien an nordamerikanischen Siebenten-Tags-Adventisten weisen einen Nichtrauchersanteil von 99 % aus. Dementsprechend ist die Sterblichkeit rauchassoziierter Erkrankungen in dieser Bevölkerungsgruppe deutlich reduziert. Anders verhält es sich dagegen mit dem Übergewicht. Einer Auswertung der zweiten adventistischen Gesundheitsstudie von Montgomery et al. (2007) zufolge waren 57 % der weißen und sogar 71 % der afro-amerikanischen Adventisten übergewichtig oder adipös.

Innerkirchlich ist also seit langem bekannt, was zu einer gesundheitsgerechten Lebensweise zählt. Es ist dabei immer wieder faszinierend zu sehen, wie diese Ende des 19. Jahrhunderts formu-



lierten Grundsätze bis heute Bestand haben und von der gesundheitswissenschaftlichen Forschung voll bestätigt werden. Neben dem bereits Genannten gehört zu dieser Lebensweise auch ein Speiseplan, der reichlich Früchte, Vollkorn, Gemüse und Nüsse und idealerweise wenig bis kein Fleisch enthält sowie frei von Reizstoffen oder Genussgiften ist. Ein vertrauensvoller Glaube, funktionierende soziale Beziehungen, Stressvermeidung und Stressbewältigung, regelmäßige Bewegung, Ruhepausen und damit insgesamt ein verantwortungsvoller Umgang mit dem eigenen Körper, aber auch mit der uns anvertrauten Umgebung und Umwelt gehören ebenfalls dazu. Eine Lebensweise im Übrigen, die heute viele Menschen ohne religiösen Hintergrund ihrer Gesundheit zuliebe konsequent pflegen.

Die Herausforderung stellt sich jedoch in der Frage, wie die Motivation zur Umsetzung der Empfehlungen aufrechterhalten und gefördert werden kann. Die Einschätzung von Willett (2003) wonach bei einer vollen Ausschöpfung aller die gesunde Lebensweise betreffenden Empfehlungen mehr als zehn Jahre Lebenserwartung gewonnen werden könnten und davon bisher erst sechs bis sieben ausgeschöpft würden, könnte hierfür ein Anreiz sein. Viel wichtiger erscheint aber die Tatsache, dass die Lebensqualität eines abhängigen Rauchers oder eines schwer übergewichtigen Menschen stark eingeschränkt wird und daher – getreu dem alten Motto der Gesundheitsförderung – die Motivation für ein gesundheitsbewusstes Leben viel stärker davon bestimmt sein sollte, den Jahren Leben zu geben, das heißt Wohlbefinden und Freude am Leben zu fördern, als dem Leben im Sinne der Lebensverlängerung Jahre hinzuzufügen. Angesichts der beschriebenen dringlichen Problemlage in unserer Gesellschaft besteht hier unverändert eine große Aufgabe und Herausforderung für die Freikirche, nicht nur für ihre Mitglieder, sondern auch und gerade zum Wohle ihrer Umwelt. ■

Forschungsgruppe untersucht Einstellung von Schülern zu Rechtsradikalismus

Es gibt in weiten Teilen der Bevölkerung die Annahme, dass in strukturschwachen Regionen (insbesondere wenn diese in Ostdeutschland liegen) der Rechtsextremismus und die Ausländerfeindlichkeit besonders stark verbreitet sind. Eine Forschungsgruppe am Fachbereich Christliches Sozialwesen der Theologischen Hochschule Friedensau hat diese These einer lokalen Überprüfung unterzogen.

Ausgangspunkt war das Programm „Vielfalt tut gut“, das 2007 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gestartet wurde. Ziel dieses dreijährigen Programmes ist es, den Problemen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus zu begegnen. In der Stadt Burg, die in unmittelbarer Nähe zu Friedensau liegt, werden gegenwärtig mehrere Projekte im Rahmen dieses Bundesprogrammes realisiert. Ergänzend dazu stand das Forschungsprojekt der Hochschule, das konkret darüber Auskunft geben sollte, ob und wie fremdenfeindlich oder rechtsradikal die Einstellung der Burger Schüler ist und ob es in dieser Frage nennenswerte Unterschiede zu der Situation in Gesamtdeutschland oder anderen Regionen gibt. Die Leitung des vom Bundesministerium finanzierten Projektes übernahm Dr. Thomas Spiegler, der bei der Durchführung von den studentischen Projektmitarbeiterinnen Sarah Herter und Esther Canedo unterstützt wurde.

Die Methode

Zur Erhebung der Daten wurde ein Fragebogen entwickelt, der zur besseren Vergleichbarkeit viele Fragen aus anderen sozialwissenschaftlichen Studien enthielt. Im Frühjahr 2008 wurden damit die Schüler der 8. und 9. Klassen an den Burger Sekundarschulen und dem Gymnasium befragt, vorwiegend zu den Themen Fremdenfeindlichkeit, Gewaltakzeptanz und nationalsozialistische Einstellungen. Von den insgesamt ca. 330 Schülerinnen und Schülern nahmen 251 an der Befragung teil, d.h. der Rücklauf lag bei 76 %.

Die Ergebnisse

Ausländer werden als Problemgruppe wahrgenommen

Die Stadt Burg hat knapp 24.000 Einwohner, 385 davon sind Ausländer. Trotz

des vergleichsweise geringen Anteils (1,6 %) gaben 42 % der Jugendlichen an, dass das Merkmal „hoher Anteil von Ausländern“ auf Burg zutreffe. Im Landkreis Jerichower Land liegt der Anteil an Ausländern bei 1,2 %, in Sachsen-Anhalt bei 1,9 %, bundesweit bei ca. 9 %.

Gut 60 % sind der Meinung, dass in Deutschland zu viele Ausländer leben, in der Gesamtbevölkerung Deutschlands vertreten 55 % diese Ansicht. Die Zahlen verdeutlichen, dass Ausländer als Problemgruppe wahrgenommen werden und der Anteil nicht nur zu hoch geschätzt, sondern von vielen auch als zu hoch beurteilt wird.

Knapp 30 % der Jugendlichen lehnen Ausländer ab

Knapp 30 % der befragten Schülerinnen und Schüler zeigen eine mehr oder weniger intensiv ausgeprägte Ablehnung von Ausländern. Diese erscheinen als unerwünschte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, als kulturell zu wenig angepasst und ihre Kultur wird nicht als bereichernd empfunden. In der Gesamtbevölkerung ist der Anteil an ablehnend eingestellten ebenso groß, in Ostdeutschland und besonders unter ostdeutschen Senioren (45 %) noch höher als bei den befragten Jugendlichen.

5-10 % akzeptieren Gewalt

Die Akzeptanz von Gewalt ist deutlich geringer als die Ablehnung von Ausländern. Je nach Grenzziehung sind es 5-10 % der Befragten, die Gewalt akzeptieren. Für sie gehört Gewalt manchmal dazu, um Spaß zu haben, sie beurteilen Personen, die Gewalt ablehnen, als feige und bewundern diejenigen, die sich mit Schlägen durchsetzen.

Unter Jungen ist die Akzeptanz von Gewalt ca. doppelt so hoch wie unter Mädchen. Studien mit Gleichaltrigen in anderen Städten ergaben nahezu identische Zahlenwerte, d.h. die Burger Jugendlichen spiegeln hier die bundesdeutsche Situation wider.

Ca. 5 % der Schüler zeigen eine nationalsozialistisch orientierte Sichtweise

Von den befragten Jugendlichen vertreten 5 % eine nationalsozialistisch orientierte Weltanschauung. Sie sehen den Men-

schen als ein Herdentier, das einen Führer benötigt, sie betrachten den Nationalsozialismus als eine gute Idee, die nur schlecht ausgeführt wurde, und stimmen der Aussage zu, dass Adolf Hitler ein großer Staatsmann gewesen sei.

In der Einstellung zu diesen Punkten gibt es keine nennenswerten Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Vergleichswerte aus einer Studie mit Schülern in vier anderen Städten Deutschlands ergaben dort einen leicht höheren Anteil NS-orientierter Jugendlicher.

4 % der Schüler sind rechtsextrem

Die drei Faktoren Ablehnung von Ausländern, Gewaltakzeptanz und nationalsozialistisch orientierte Weltanschauung stehen in deutlichem Zusammenhang. Auf 4 % der Befragten treffen alle drei Attribute gleichzeitig zu. Hier kann man von einer rechtsextremen Orientierung sprechen. Dieser Wert liegt am unteren Rand des Bereiches, den andere Studien als Anteil rechtsextrem Orientierter ermittelten.

Grob betrachtet liegen die Werte der befragten Schülerinnen und Schüler in nahezu allen Bereichen auf dem gleichen Niveau wie die Resultate in bundesweiten Studien. Das mag vielleicht den einen oder anderen positiv überraschen, beruhigend ist es keineswegs. Besonders die starke Stigmatisierung von Ausländern und die verzerrte Wahrnehmung ihres Anteils an der Bevölkerung sind problematisch. Es bleibt zu hoffen, dass die noch laufenden Projekte im Rahmen des Bundesprogrammes hier langfristig eine Wirkung erzielen können. Die Feststellung, dass Fremdenfeindlichkeit unter Senioren verbreiteter ist als unter Jugendlichen, markiert ein weiteres Problemfeld, das bisher durch die einschlägigen Programme kaum erfasst wird.

Für die studentischen Mitarbeiterinnen war die Möglichkeit, unter fachlicher Anleitung an der Planung, Durchführung und Auswertung dieser Studie mitzuarbeiten, eine herausfordernde, aber gelungene und bereichernde Möglichkeit, Erlerntes praktisch umzusetzen.

Sarah Herter, Esther Canedo ■



Landesrektorenkonferenz Sachsen-Anhalt tagte in Friedensau

Zu ihrer turnusmäßigen Tagung kamen die Rektoren der Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen im Land Sachsen-Anhalt im Oktober 2008

an der Theologischen Hochschule Friedensau zusammen. Die Landesrektorenkonferenz befasste sich mit übergreifenden Angelegenheiten

ten der Hochschulen und verleiht ihnen eine gemeinsame Stimme. Ihr gehören die Rektoren der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, der Theologischen Hochschule Friedensau, der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH), der Hochschule Harz (FH), der Hochschule Anhalt (FH), der Hochschule Merseburg (FH), der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein sowie der Evangelischen Hochschule für Kirchenmusik Halle an.

Einen Schwerpunkt der Tagung in Friedensau bildete die Gestaltung des Hochschulpakts 2020, mit dem der wachsenden Zahl der Studierenden und dem stärkeren internationalen Wettbewerb begegnet werden soll. dp ■

Zum Wechsel von einer nicht staatlich anerkannten Bildungseinrichtung an die Theologische Hochschule Friedensau

von Bernhard Oestreich

Ein Wechsel des Studienortes ist in der Regel eine Bereicherung. Die Studentin oder der Student lernt nicht nur neue Menschen kennen, sondern profitiert auch durch neue Forschungsschwerpunkte und Studienmöglichkeiten. In Friedensau sind Studenten, die von anderen Institutionen kommen, sehr willkommen.

Wechselt man – auch über Ländergrenzen hinweg – von einer staatlichen oder staatlich anerkannten Universität oder Hochschule in eine andere, gibt es in der Regel keine Probleme. Die bisherigen Studienleistungen werden anerkannt. Wie aber ist es, wenn man von einer Institution kommt, die staatlich nicht anerkannt ist? Kann man mit einem Studienabschluss einer solchen Institution das Masterprogramm an der Theologischen Hochschule Friedensau (ThHF) beginnen?

Dafür gibt es eine genaue Regelung des Wissenschaftsrats: Gleichwertige Studienleistungen, die nicht an staatlichen oder staatlich anerkannten Bildungseinrichtungen geleistet wurden, können nur bis zur Hälfte dessen, was für den angestrebten Studiengang gefordert ist, übernommen werden. Möchte zum Beispiel

jemand in Friedensau den Master of Theology beginnen, so ist dafür normalerweise der Bachelor of Theology, ein sechssemestriges Studium, Voraussetzung. Hat er oder sie an einem nicht staatlich anerkannten Seminar studiert, können nur drei Semester angerechnet werden, auch dann, wenn das bisher absolvierte Studium viel länger war und dem entsprach, was an der ThHF gefordert ist. Es sind also noch drei Semester in Friedensau zu studieren, um den erforderlichen anerkannten Bachelor-Abschluss zu erwerben.

Was kann man tun, um schneller zum Ziel zu kommen? Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Die erste ist, schon nach drei Semestern am nicht staatlich anerkannten Seminar nach Friedensau zu wechseln. Die drei Semester können angerechnet werden. Nach weiteren drei Semestern ist der Bachelorgrad erreicht. Es entsteht kein Zeitverlust.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, bereits Gelerntes durch das Ablegen einer Prüfung in Friedensau nachzuweisen. So kann man zum Beispiel eine Studienarbeit einreichen, die dann als an der Friedensauer Hochschule erbrachte Studienleistung bewertet wird. Oder man kann in Friedensau Sprachprüfungen

ablegen und dadurch die Zeit einsparen, die für das Erlernen der Sprachen dort nötig gewesen wäre. Besonders komfortabel für die Studierenden ist der Nachweis von Studienleistungen an der ThHF, wenn durch eine Kooperation zwischen den Institutionen Prüfungen gleichzeitig in Friedensau bewertet werden. Kombiniert man die Anrechnung von drei Semestern mit einigen in Friedensau bewerteten Studienleistungen, so erreicht man den erforderlichen Bachelorgrad in nur noch zwei Semestern. Man könnte also vier Semester an einer nicht staatlich anerkannten Institution studiert haben und dann ohne Zeitverlust nach Friedensau wechseln.

Die dritte Möglichkeit ist für die Studierenden, die an die Friedensauer Hochschule wechseln wollen, die beste Lösung. Sie setzt eine vertragliche Kooperation zwischen der nicht staatlich anerkannten Ausbildungsstätte und der Hochschule voraus. Es wird vereinbart, dass Studienzulassung, Module und Kurse, Leistungsnachweise und Prüfungen der nicht staatlich anerkannten Institution so gestaltet sind, dass sie den Anforderungen in Friedensau entsprechen. Die Studierenden sind gleichzeitig in beiden Institutionen eingeschrieben. Sie erhalten zeitgleich mit dem staatlich nicht anerkannten Abschluss auch den Bachelor-Abschluss der ThHF, so dass sie sofort mit dem Masterstudium in Friedensau beginnen können. Solche für die Studierenden sehr vorteilhaften Kooperationsverträge zwischen der Hochschule und anderen adventistischen Einrichtungen sind bereits in Arbeit und ein gutes Zeichen für das Miteinander im adventistischen Bildungssystem. ■

Dr. Dr. Silvia Hedenigg zur Professorin für Soziale Arbeit ernannt



Dr. phil. Dr. rer. medic. Silvia Hedenigg wurde vom Rektor der Theologischen Hochschule Friedensau, Prof. Johann Gerhardt, M.Div., D.Min., zur Professorin für Soziale Arbeit ernannt.

Nach einer Lehrtätigkeit an der Fachhochschule Linz (Oberösterreich) ist Frau Hedenigg seit Oktober 2007 im Fachbereich Christliches Sozialwesen der Theologischen Hochschule Friedensau tätig und zeichnete zunächst als Studiengangsleiterin für den Masterstudiengang Soziale Arbeit verantwortlich. In der Auseinandersetzung mit den sozialen Herausforderungen der Gesellschaft widmete sie sich der Neukonzeptionierung eines Studiengangs „Master of Arts Social and Health Management“ (Sozial- und Gesundheitsmanagement). Der Studiengang wird seit dem Wintersemester 2008/2009 unter der Leitung von Frau Hedenigg an der Theologischen Hochschule Friedensau angeboten und qualifiziert für Leitungs- und Führungsaufgaben im Sozial- und Gesundheitsbereich.

Frau Hedenigg promovierte an der Freien Universität Berlin zum Doktor der Philosophie mit einer Arbeit zur Übernahme westlicher Erziehungsmodelle in Japan während der Meiji-Zeit zum Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. An der Berliner Charité erwarb sie den Doktor der Medizinwissenschaften mit einer Studie zum familiären Umgang mit dem Tod eines lebensbedrohlich erkrankten Kindes. dp ■

Archäologie



Friedbert Ninow, M.A., Ph.D., ist Dozent für Altes Testament an der Theologischen Hochschule Friedensau

Früh-israelitische Inschrift entdeckt

von Friedbert Ninow

Archäologen der Hebräischen Universität in Jerusalem haben auf der Ruinenstätte Khirbat Qeiyafa eine mit Tinte beschriftete Tonscherbe (Ostrakon) entdeckt. Sie stellt den frühesten Schriftbeleg aus Israel dar. Der Text ist in einer proto-kanaanäischen Schrift geschrieben, einem Vorläufer des Hebräischen.

Khirbat Qeiyafa war eine Festung im Grenzgebiet zwischen Israeliten und den Philistern. Vermutlich lag sie an einer wichtigen Route, die die Küstenebene mit Jerusalem verband und eine wichtige Funktion in der Überwachung dieser Route hatte. Diese Festung befindet sich im Umfeld von vier biblischen Ortslagen im Siedlungsgebiet Judas, die Erwähnung in Jos 15, 35 finden: Jarmut, Adullam, Socho und Aseka. Der alttestamentliche Erzähler berichtet von der Schlacht zwischen David und Goliath, die zwischen Socho und Aseka stattgefunden hat (1 Sam 17, 1 ff.). Die Festung von Khirbat Qeiyafa, die von den Archäologen in das 10. Jahrhundert v. Chr. datiert wird, ist die älteste befestigte Stadtanlage auf dem Stammesgebiet Judas. Sie war mit einer siebenhundert Meter langen Stadtmauer umgeben, die aus massiven Steinen bestand. Ein zehn Meter breites

Stadttor, bestehend aus vier bzw. sechs Kammern, öffnete den Zugang zu dieser Festung. Die Ausgrabungen der Hebräischen Universität haben im vergangenen Sommer begonnen.

Der Text auf der beschrifteten Tonscherbe besteht aus fünf Zeilen, die durch schwarze Linien voneinander getrennt sind. Die Tonscherbe hat eine Größe von ca. 15 x 15 Zentimetern. Die Inschrift wurde auf dem Fußboden eines Gebäudes in der Nähe des Stadttors entdeckt. Der Text wird jetzt von Fachleuten untersucht und entziffert. C14-Datierungen von organischem Material, das im Zusammenhang mit der Inschrift gefunden wurde, und Keramikanalysen verweisen diesen Text in die Zeit des Königs David.

Eine vorläufige Durchsicht der Tonscherbe lässt darauf schließen, dass der Text Teil eines Briefes war und die Begriffe „Richter“, „Sklave“ und „König“ zu finden sind. Das kann darauf deuten, dass diese Zeilen Teil eines Rechtstextes sind, die Hinweise auf hebräisches Recht, die jüdische Gesellschaft und deren Glauben geben könnten. Immerhin wird durch diesen Fund deutlich, dass es zu dieser frühen Zeit in Israel trainierte Schreiber gab, die diese Art von Dokumenten anfertigen konnten. ■



Die Predigtwerkstatt

eine Predigtidee von Johann Gerhardt (Nr. 39)

Predigtvorschlag zur Jahreslosung 2009

Predigttext: Jo 17,18:
„Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt.“

1. Konfrontation:

„O lieber Herr Jesus, das geht gar nicht. Gleichwie der Vater dich gesandt hat? Was heißt das? Was soll ich verlassen? Ich bin kein Gott in Menschengestalt! Und Mensch bin ich schon, mit Haut und Haaren. Meine Autorität kann ich auch nicht mit Wundern beweisen. Kann kaum trösten, geschweige denn vom Tod erwecken. Und wenn die Suppe nicht reicht, kann ich nur Wasser zugießen – geschweige denn sie in ein Gourmetgericht verwandeln. Außerdem bin ich schon von Geburt in der Welt. Ich sollte sie eigentlich eher verlassen. Und du sendest mich? Bitte nicht zu den Nachbarn, die kennen mich. Und – was soll ich sagen? Und bitte, erspare mir das Kreuz, auch wenn es eine Auferstehung gibt. Mir macht nur das *gleichwie* irgendwie Angst, oder soll ich stolz darauf sein? Muss ich neu denken und fühlen? Du siehst, ich bin willig, aber verwirrt.“

2. Information:

a) Die Rolle von Mottos:

Wenn eine Person oder eine Gruppe sich ein Motto wählt, bringen sie darin zum Ausdruck, woran sie glauben. Der Begriff leitet sich aus dem Lateinischen ab und bedeutet ursprünglich „murmeln“. Ein Motto ist also ein Wahlspruch, der für eine längere Zeit gilt, für ein Leben oder zumindest eine Periode, ein Programm, und in dieser Zeit „vor sich hingemurmelt“ wird. Das heißt, das Motto begleitet das Leben mit seinen Handlungen und Äußerungen und will von ihm durchdrungen sein. Das soll auch für das Motto gelten, das sich unsere Kirche für das Jahr 2009 gegeben hat.

b. Die Quelle des Jahresmottos 2009: Das Hohepriesterliche Gebet Jesu im Johannesevangelium

Das Johannesevangelium ist nach Übereinstimmung von Kommentatoren das letzte oder jüngste der vier Evangelien. Seine Absicht macht Johannes deutlich, wenn er sagt: „Dies ist geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben in seinem Namen das Leben habt“ (20,31).

Das Hohepriesterliche Gebet (17,1-26) nimmt eine Sonderstellung ein. Es ist das große Gebet der Hingabe und Fürsprache des Erlösers in der Stunde seines Opfers und steht am Ende der sogenannten Abschiedsreden Jesu (Kap. 14-17).

3. Illumination:

Die Predigtidee: Wenn Jesus sendet

Einleitende Gedanken:

Das Bewusstsein der Sendung ist ein Motto
- der Jünger
- der missionarischen Kirche durch die Jahrhunderte
- der Adventbewegung

Hauptteil: Die Sendung in die Welt

I. Der Auftraggeber: Jesus sendet

Das gibt der Sendung eine besondere Qualität, denn Jesus ist
- Schöpfer – Erhalter – Erlöser – Vollender
- Herr und Meister – Hoherpriester

Diese Sendung hat Autoritäts- und Dienstcharakter, weil sie durch Jesus geschieht.

II. Die Beauftragten:

a) Die Jünger

Das gibt der Sendung eine besondere Aktualität, denn sie sind
- Augenzeugen – Glaubende und Zweifelnder
- Menschen aus Fleisch und Blut
- Bürger des Reiches Gottes, deshalb in der Welt, nicht von der Welt

b) Die Gemeinde

Das gibt der Sendung heute eine besondere Aktualität, denn ihre Glieder sind
- Augenzeugen des heute Erlebten
- Glaubende und Zweifelnde heute
- Menschen aus Fleisch und Blut
- Bürger des Reiches Gottes, deshalb in der Welt (Arbeit, Geld, Bildung, Urlaub, Krankheit, Konflikte, Trauer und Freude usw.)
- nicht von der Welt (Werte, Gesinnung, Glaube, Hoffnung)

Die Beauftragten sind als Zeugen gerufen. Das Zeugnis ist immer da, gewollt oder ungewollt, denn man kann nicht *nicht* kommunizieren.

III. Der Empfänger:

Die Welt – gottlos, weil von Gott los

Bei Johannes immer die gottferne Welt der Menschheit (siehe Kap. 1: Welt als Finsternis) („Kennt dich nicht.“ – „Wie Schafe ohne Hirten“) Diese Welt kann feindlich sein in ihrer Verblendung. Sie kann sogar Hass ausüben.

Die Welt – Ziel der Liebe und Rettung Gottes (3,16)

IV. Der Auftrag:

„Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch“

Die Inhalte und das Ziel des Auftrages sind an Jesus ablesbar:

„... zu suchen und zu retten, was verloren ist“

Die Methoden sind an Jesus ablesbar:
„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“
„Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt ...“

Wir haben ein Amt, das die Versöhnung predigt (2 Ko 5,18).

Schlussgedanke:

Die Gemeinde, von Jesus gesendet, ist von ihm legitimiert und Methoden sind immer an Jesus zurückzubinden.

Jesus sendet nicht nur in die Welt, sondern er hat den Vater gebeten, seine Gemeinde in der Welt zu bewahren. ■

Glaube und Marktwirtschaft

von Roland Nickel



Stichwort: Vertrauen

Die Finanzkrise sei im Wesentlichen eine Vertrauenskrise, sagt man. Die Banken würden sich gegenseitig nicht mehr vertrauen, sich keine Kredite mehr geben. Die Folge ist, dass der Wirtschaft dringend benötigtes Kapital nicht mehr zur Verfügung steht. Der Staat versucht durch seine Bürgschaften, Vertrauen wieder herzustellen, um damit die drohende Rezession abzumildern. Es ist erstaunlich: In der Wirtschaft zählen nicht nur die Zahlen und Fakten über Gewinne und Umsätze, über die Qualität der Produkte, über den Export, über Aktienkurse und den Wert eines Unternehmens. Der weiche Faktor „Vertrauen“ scheint das Lebenselixier in der Marktgesellschaft zu sein: „Wer sein Vertrauen verspielt, kann sich auf dem Markt nicht dauerhaft halten“, sagt die Historikerin Ute Frevert.¹ Dabei geht es nicht nur um das Vertrauen in die Systeme, in Regelungen und Gesetze oder das Einhalten von Qualitätsstandards. Es geht immer um Menschen, mit denen man im Geschäftsleben zu tun hat. Ihnen kann man vertrauen oder auch nicht.

Ein Erlebnis, das ich vor Jahren hatte, hat mich tief geprägt. Als ich Ärger mit meinem drei Jahre alten Auto hatte, entschied ich mich schließlich, ein neues zu kaufen. Ich ging zu meinem Autohändler und fragte ihn, wie viel er für das alte Auto geben würde. Vielleicht 9.000 DM (das war zu DM-Zeiten), aber er müsse es erst gründlich untersuchen, möglicherweise wäre es auch weniger. Es ist wohl normal, etwas Gebrauchtes genau zu prüfen, bevor man sich auf einen Preis festlegen kann. Allerdings spürte ich Unbehagen, vielleicht sogar Misstrauen, bei meinem Gegenüber, nach dem Motto: „Was für eine Kiste will der mir andrehen?“. Es könnte ja ein Unfallfahrzeug sein. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass dieser Händler nicht sehr darauf aus war, mir ein neues Auto zu verkaufen und

mir für mein altes einen guten Preis zu machen.

Ich habe einem Bekannten davon erzählt, der mich zu seinem Autohaus brachte, 120 km von uns entfernt. Ich schilderte dort mein Problem. Der Verkäufer sagte, er könne mir für mein Auto 11.000 DM geben, ohne Prüfung, ohne Ansicht, ohne Fragen, ohne einen Blick in die Schwacke-Liste². Das wunderte mich. Innerhalb von drei Tagen hatte ich ein neues Auto und war mein altes los. Seitdem bin ich bei diesem Autohändler, seit 17 Jahren. Sieben Autos habe ich gekauft. Was ich dort bis heute erlebe, ist phänomenal. Dieser Händler hat mir vertraut, als ich ihm mein Auto „angedreht“ habe. Er behandelt mich fair, macht keine krummen Geschäfte, trickst mich nicht aus. Sein Laden ist transparent, besonders in der Werkstatt. Der Kfz-Meister erklärt mir verständlich und mit viel Geduld, was am Auto gemacht werden müsse, wenn es mal Probleme gibt. Alle seine Mitarbeiter sind freundlich und zuvorkommend. Ich fühle mich wohl, wenn ich in dieses Autohaus komme. Er macht mir immer wieder gute Preise. Ich bezweifle zwar, dass er viel Gewinn mit mir macht, aber ich habe den Eindruck, dass ich ihm als Kunde wichtig bin. So hat sich in den Jahren eine sehr vertrauensvolle Beziehung aufgebaut, die mich immer wieder staunen lässt.

Abhörraffären bei der Telekom, Korruption bei Siemens, Untreue bei der Post? Man muss im Alltag aufpassen wie ein Luchs, dass man nicht über den Tisch gezogen wird. Nicht so bei meinem Autohändler. Ich weiß nicht, ob er Christ ist, aber in dem, wie er sich verhält, zeigen sich biblische Werte und das Vertrauen, das bekanntlich ein Attribut der Liebe ist, die Gott uns schenkt (1 Ko 13, 7). Er kann sich anscheinend Ehrlichkeit, Fairness und echte Kundenorientierung leisten in einer Welt der nackten Zahlen

und des harten Verdrängungswettbewerbs. Mit Vertrauen und Menschlichkeit kann man im Markt erfolgreich sein – das ist eine ermutigende Botschaft.

Vertrauen tut gut. Ich glaube, dass es viele Unternehmer und Geschäftsleute gibt, die ehrlich, seriös und auf Grundlage christlicher Werte ihr Geld verdienen. Und darunter sind bestimmt viele Autohändler. Ich persönlich habe das mit einem von ihnen erlebt: „Ich danke Ihnen, Herr Müller“.

¹ Es fehlt die Transparenz, Interview mit Ute Frevert, Direktorin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, zitiert in der Wirtschaftswoche, Ausgabe 46/2008, Seite 52

² Die Schwacke-Liste gibt den ungefähren Restwert von gebrauchten Kraftfahrzeugen an und bildet eine wichtige Arbeitsgrundlage im Kfz-Handel.



Thema Heiligtum

Gastredner: Roy E. Gane, M.A., Ph.D.
24.-26. April 2009

Tagungsprogramm:

Freitag

20:00 Begrüßung und Einführung in die Thematik
20:15 Rituelle Handlungsweisen und der Charakter Gottes – Roy Gane

Samstag

10:00 Gottesdienst in der Kapelle
Predigt: Der Preis für die Gnade – Roy Gane
14:00 Exkursion zum Magdeburger Dom
16:00 Kaffeepause
16:30 Vernichtet ein Vorwiederkunftsgericht die Sicherheit des Evangeliums? – Roy Gane
19:30 Archäologische Funde zum Heiligtum in Palästina – Udo Worschech

Sonntag

10:00 Einige Anfragen zu 1844 – Roy Gane
11:00 Aussprache im Plenum

Die Themen versprechen interessante und anregende Gedanken zur Frage des Heiligtums. Jeder, dem das theologische Gespräch am Herzen liegt, ist besonders eingeladen.

Die Kosten für das gesamte Wochenende (incl. Vollpension und € 20 Tagungsgebühr) betragen pro Person
€ 114,00 im Einzelzimmer und
€ 104,00 im Doppelzimmer.

**Anmeldungen bitte an
forum@thh-friedensau.de**

Was uns bewegt ...

Schnelle Profite, ein sich ständig ausbreitender Egoismus und die damit verbundenen gesellschaftlichen Probleme wie der Verlust von Arbeit und die dadurch entstehende Überschuldung der Familien, Kinderarmut ... Oft reicht ein Arbeitsplatz nicht mehr aus, um den Lebensunterhalt zu sichern. Dies alles zeichnet das Bild unserer Zeit. Was können wir dieser Entwicklung entgegensetzen?

Unsere Gesellschaft braucht Menschen, die Anteil nehmen am Schicksal anderer, denen Gerechtigkeit mehr wert

ist als schneller Profit, die fachliche und soziale Kompetenz entwickeln und in unsere Gesellschaft etwas Wärme bringen.

Die Theologische Hochschule Friedensau bildet solche Menschen aus. Sie ist ein Ort, an dem in Menschen investiert wird. „Gehet hin in alle Welt ...“ steht an einem der Hochschulgebäude. Das ist unser Auftrag. Eine Investition in die Hochschule, in Dozenten, Seminarräume, Gebäude und Technik ist eine Investition in die Zukunft unserer Gesellschaft.

Wir wollen durch unsere Arbeit diese Welt bewegen, Samen ausstreuen, der gute Früchte bringt.

Glauben, denken, handeln für diese Welt: Der christlich-adventistische Glaube prägt unsere Einstellung zu Mensch und Gesellschaft. Auf dieser Grundlage lehren, denken und forschen wir.

Wir bitten um Hilfe in dieser Arbeit. Der Spendentag für Friedensau ist eine Möglichkeit dazu.

Schon jetzt herzlichen Dank dafür!

Friedensauer Hochschul-Stiftung
Konto 1899, BLZ 810 205 00, Bank für Sozialwirtschaft

Ein besonderes Wochenende Jahrestreffen des Fördervereins „Freundeskreis Friedensau“



Oktober in Friedensau ist eine schöne Zeit – aufregend, fröhlich und turbulent. „Alte“ Studenten kehren nach den Semesterferien zurück. Die Neuen – noch schüchtern und unsicher – beziehen das noch fremd wirkende Domizil. Und die Absolventen bereiten sich auf den Ernst des Lebens vor und genießen, von leichter Wehmut ergriffen, die letzten Tage auf dem Campus. Es ist eine Phase des Abschieds und der Begrüßung zugleich.

In dieser Zeit sind auch immer viele Gäste in Friedensau – einzeln oder auch in Gruppen.

Zur guten Oktober-Tradition gehört sein langem auch das Jahrestreffen des Freundeskreises „Förderverein Friedensau“ (kurz FFF genannt). Das Begegnungswochenende fand im vergangenen Jahr vom 24. bis zum 26. Oktober statt. Wie auch in den Jahren zuvor wartete auf die Gäste ein vielfältiges und abwechslungsreiches Programm: gemeinsame Vesper am Freitagabend in der Aula; Sabbatgottesdienst in der Kapelle, der seinen Ausklang mit einer Taufe am festlich geschmückten Schwimmbecken im Freien fand; spannender Nachmittag in lockerer Atmosphäre in der Mensa; Konzert mit dem Wilde-Quartett aus Leipzig sowie Berit und André Hummel (Friedensau), das

höchsten kulturellen Anforderungen Genüge tat. Der Tag endete mit einem gemütlichen Beisammensein, zu dem die Hochschule eingeladen hatte.

Am Sonntag fand wie üblich die öffentliche Mitgliederversammlung des Fördervereins statt. Für dieses Treffen war auf der Agenda u.a. die Neuwahl des Vorstands vermerkt. Zur allgemeinen Überraschung verabschiedete sich Johannes Hartlapp aus dem Vorstand, in dem er seit vielen Jahren mitgearbeitet und den er in den letzten drei Jahren auch als Zweiter Vorsitzender kommissarisch geleitet hatte. Er wird sich in Zukunft verstärkt in der Alumni-Arbeit engagieren. Und es gab noch einen Abschied: Helmut Erdle, Vorstandsmitglied der ersten Stun-



Helmut Erdle wurde verabschiedet – er bewegte viel und besitzt ein großes Herz für die Hochschule

de, gab seinen Rücktritt bekannt. 17 Jahre prägte er zunächst als Mitglied, bald auch als Schatzmeister die Arbeit des Vereins. Als treuer „Schiffskapitän“, der die Gäste des G-Camps am Stand des Fördervereins fröhlich begrüßte, wird er vielen in guter Erinnerung bleiben. Die herzlichen und warmen Dankesworte konnten bei weitem nicht das ausdrücken, was alle Anwesenden empfanden, als sie den rüstigen Pensionär zum letzten Mal in seiner Funktion auf dem Podium sahen.

Mit der Arbeit im neuen Vorstand wurden folgende Personen beauftragt: Helga Beier-Erben, Nils Dreiling, Burkhard Heitmann, Stefan Hörschele, Hartmut Sensenschmidt, Lilli Unrau, Steffi Wießner. Innerhalb des Vorstands erfolgte die Wahl des Ersten (N. Dreiling) und des Zweiten Vorsitzenden (S. Hörschele) sowie des Schatzmeisters (B. Heitmann).

Selbstverständlich konnte man sich von Friedensau nicht verabschieden, ohne vorher die neue Bibliothek besichtigt zu haben. Immerhin haben die Mitglieder mit 40.000 Euro Spenden diesen Bau mitfinanziert.

Es war ein schönes Wochenende. Der Abschied fiel einigen schwer, aber: Der nächste Oktober kommt bestimmt!

Lilli Unrau ■

Auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Hochschule

von Wolfgang Stammer



Wolfgang Stammer leitet die Studentenwohnheime der Theologischen Hochschule Friedensau

In den vergangenen Jahren hatten viele Studierende und Mitarbeitende der Theologischen Hochschule und des Seniorenheimes mit kleinen Kindern einen immer wiederkehrenden Traum: eine Kindertagesstätte in Friedensau. Trotz vieler Initiativen (Krabbelgruppen, Spielgruppen, gegenseitiges Aushelfen in der Kinderbetreuung usw.) und Gesprächen mit Verantwortungsträgern war der Weg steinig und endete regelmäßig in einer Art Sackgasse. Bis dann vor gut einem Jahr die Stadt Möckern, zu der wir als Friedensauer Kommune gehören, plötzlich das scheinbar unversrückbare Schild „Sackgasse“ entfernte und sich vor unseren Augen ein neuer Weg öffnete, den bisher noch keiner gegangen war.

Seid dem 1. Oktober 2008 gibt es nun in Friedensau eine kommunale Kindertagesstätte mit einem christlichen Konzept. Die Stadt Möckern als kommunaler Träger hat sich verpflichtet, der Besonderheit Friedensaus Rechnung zu tragen und einen Kindergarten zu eröffnen, der nach christlichen Werten und Konzepten geführt wird. Diese Konstellation scheint uns ein Novum in Deutschland zu sein.

Falls nicht, würden wir uns über einen Hinweis auf Ähnliches freuen. Die Hochschule stellte Räume zur Verfügung, die Stadt Möckern schaffte die Rahmenbedingungen für eine kindgerechte Betreuung und erhielt die Betriebserlaubnis vom Landesjugendamt Sachsen-Anhalt in Halle.

Die Hochschule vereinbarte mit der Stadt, dass die Kindertagesstätte Friedensau nicht nur das Kita-Bildungsprogramm von Sachsen-Anhalt „Bildung elementar – Bildung von Anfang an“ umsetzt, sondern ihre pädagogische Arbeit auf der Grundlage christlicher Werte und Überzeugungen aufbaut. So ist zum Beispiel Gebet, der Umgang mit der Bibel, der Glaube an die Schöpfung, das Feiern christlicher Feste, das Bewusstsein gesunder Ernährung integraler Bestandteil der pädagogischen Arbeit in der Kita Friedensau. Außerdem laden die idyllische Lage Friedensaus, die schönen Kinderspielplätze auf dem Campus und die Turnhalle der Hochschule zu viel Sport und naturnaher Bewegung ein. Ganzheitlichkeit ist auch in der pädagogischen Arbeit mit den Kindern ein zentrales Konzept der Kita und ergänzt wird das Ganze durch die schmackhafte vege-

tarische Ernährung aus der Mensa der Hochschule.

Für die Theologische Hochschule Friedensau ist die Eröffnung der Kita Friedensau ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Hochschule, wie es sich auch die Ministerien Sachsen-Anhalts für alle Hochschulen im Land wünschen. Studieren mit Kind soll für unsere Studierenden keine Utopie bleiben, sondern eine reale Möglichkeit, die eigene Zukunft zu gestalten. Dazu helfen die langjährig berufserfahrene Leiterin der Kita Friedensau Elke Wolf, ihre kompetente Mitarbeiterin Ulrike Lilie und die quirlige Volontärin Stefanie Bull, die das pädagogische Team als Freiwillige des adventistischen Volontier Services ergänzt.

In der Anfangsphase werden von diesem Erzieherinnen-Team 12 Kinder betreut. Es sind Kinder von Studierenden, von Angestellten der Hochschule und des Seniorenheimes sowie von Eltern aus der Region. Die Kita ist für bis zu 20 Kinder von 0 bis 6 Jahren genehmigt. Die tatsächliche Anzahl der Kinder hängt von der Alterszusammensetzung und der aktuellen Anmeldesituation ab. Angelika (5) und Kristina (3) sind in ihrer neuen Kita ganz glücklich, weil die Erzieherinnen so viel Zeit ganz persönlich mit ihnen verbringen können. Gott sei Dank! ■

Lesenacht für Kinder in der Hochschulbibliothek

Am Abend des 30. Oktobers 2008 gingen in der Hochschulbibliothek Friedensau nicht wie gewöhnlich die Lichter aus. Vielmehr herrschte noch reger Betrieb zwischen den Bücherregalen. Die

Bibliothek lud erstmals zu einer Lesenacht für Kinder mit Detektiv- und Abenteuer Geschichten ein. Mit der Veranstaltung, die im Rahmen der bundesweiten Aktion „Deutschland liest“ stattfand, soll-

ten Kinder an altersgerechte Literatur der Kinderbibliothek herangeführt werden. Gestaltet wurde die Lesenacht von freiwilligen Bibliotheksmitarbeitern im Rahmen des FSJ-Kultur.

Für die 35 Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren aus dem Jerichower Land begann der Abend mit einem Kennenlernspiel. Danach folgte die erste Vorleseeinheit, der alle Kinder gespannt lauschten. Gelesen wurde aus dem Buch „Emil und die Detektive“ von Erich Kästner. Um den Abend nicht langweilig werden zu lassen, wurde zwischen den Einheiten ein Quiz veranstaltet, und die Kinder hatten die Möglichkeit, ihr eigenes Lesezeichen zu basteln. Für Getränke und Snacks war auch gesorgt.

Der nächste Morgen begann mit einem gemeinsamen Frühstück, währenddessen Märchen von Wilhelm Hauff vorgelesen wurden und das Kindermusical „Plock“ gezeigt wurde.

Resümiert man den Abend, kann man sagen, dass es eine gelungene Aktion mit viel Freude und Begeisterung war, die den Weg für weitere Lesenächte geebnet hat.

Philipp Schleinig ■



„Die Nacht, in der die Synagogen brannten“



Lesung zum 70. Jahrestag der Pogromnacht

Am 9. November 2008 hatte die Bibliothek der Theologischen Hochschule Friedensau anlässlich des 70. Jahrestages der Pogromnacht zu einer Lesung eingeladen, die zum Abschluss der deutschlandweiten Friedensdekade stattfand und von den Hochschulangehörigen Jana Kaufmann, Hannelore Oestreich und Dietmar Päschel gestaltet wurde.

Die mehr als 30 Besucher erlebten eine bewegende Zeit, in der zehn Zeitzeugen zu Wort kamen: Betroffene Juden wie Leo Jehuda Schornstein und Victor Klemperer, die drangsaliert, misshandelt, gedemütigt wurden; der Kirchenliederdichter Jochen Klepper, der mit einer Jüdin verheiratet war und dem die Angst die Luft zum Atmen raubte; und nicht zuletzt christliche Stimmen wie der Berliner Prälat Bernhard Lichtenberg – der einzige Pfarrer, von dem bekannt ist, dass er im Gottesdienst für die Juden betete. Begleitet wurden die einzelnen Lesungen von ausdrucksstarken jiddischen Liedern der Sängerin Lin Jaldati: „’s brent, Brider, ’s brent!“

Der erschütternde Gehalt des Gehörten schlug sich nieder in einer tiefen Stille, die Hörer und Leser lange umfing.

Tabea Kolze ■

Zum 01.09.2009 sucht die Theologische Hochschule Friedensau eine(n) Auszubildende(n)

**zum Büokaufmann/
zur Bürokauffrau**

Wir bieten ein angenehmes Arbeitsklima in internationalem Umfeld und Hilfe bei der Wohnungssuche.

Bewerbungen bitte an:

Theologische Hochschule Friedensau
Roland Nickel, An der Ihle 19,
39291 Möckern-Friedensau
Fon 03921-916110, Fax 03921-916120
E-Mail: Roland.Nickel@thh-friedensau.de

Für Sie gelesen

Der Absturz

Johannes Hartlapp:

Siebenten-Tags-Adventisten im Nationalsozialismus

Unter Berücksichtigung der geschichtlichen und theologischen Entwicklung in Deutschland von 1875 bis 1950.

V&R unipress, Göttingen 2008, 684 S. ISBN 978-3-89971-504-0.

Kaum jemand wird das Buch des Friedensauer Kirchenhistorikers ohne tiefe Erschütterung aus der Hand legen. Seine Darstellung der dunkelsten Epoche der Adventgemeinde ist mehr als Geschichte. Sie berührt unseren Lebensnerv. Hartlapp holt mit Recht weit aus. Er spannt die Tragödie jener Zeit in den Rahmen adventistischer Geschichte praktisch von den Anfängen bis etwa 1950. Ihm geht es darum, die theologischen Grundlagen zu zeigen, auf denen das Verhalten der deutschen Adventisten stand. Die Weichenstellungen wurden, so Hartlapp, schon 1914 vollzogen.

Hartlapp gilt als profunder Kenner der adventistischen Geschichte. Für seine Untersuchung hat er Dutzende von Archiven durchgearbeitet und Hunderte von Briefen und Gesprächen ausgewertet. Nichts wird verheimlicht oder beschönigt. Und tatsächlich betreten wir mit diesem monumentalen Buch eine Schreckenskammer. Der Verfasser entgeht aber der Versuchung des Zynismus.



Die Grundfrage Hartlapps lautet unausgesprochen: Wie weit darf kluge Anpassung gehen? Von welchem Punkt an ist das Martyrium gefordert? Hat die Sorge um den Erhalt der Organisation oberste Priorität – oder nicht? Die

Generalkonferenz (Weltkirchenleitung der Adventisten), die seit dem Wehrpflichtgesetz 1935 wusste, worum es ging, war hilflos. Der Fall des deutschen Adventismus in der Nazizeit war kein spezifisch deutsches Problem. Hartlapp würdigt auch das stille Heldentum vieler Gemeindeglieder, nennt die Märtyrer, lässt ahnen, welch furchtbar schwere Last mancher Vorsteher trug. Und doch brennt sich dem Leser das Entsetzliche ein: Unsere Schwestern und Brüder jüdischer Herkunft wurden des Gottesdienstes verwiesen.

An zwei Punkten wäre eine Verdeutlichung zu wünschen: 1. Ellen G. Whites Botschaft hat m.E. zwei Komponenten: eine exklusive (Adventisten aus der Vielzahl der Kirchen heraushebende und von ihnen trennende) und eine inklusive (Adventisten an andere Kirchen wieder heranrückende, z.B. mit Dreieinigkeit

und Glaubensgerechtigkeit). Nur wenn wir beide Komponenten zusammen denken, wird ihre und der Gemeinschaft Haltung zu den in Hartlapps Buch erörterten Problemen verständlicher. 2. Das Schreiben des Westsächsischen Vereinigungsvorstehers Friedrich Hambrock an die sowjetische Militärbehörde vom 3. Januar 1946, wonach kein Prediger Mitglied der NSDAP gewesen sei (S. 575 f.), sollte nicht als versäumte Aufarbeitung der Nazizeit interpretiert werden. Er musste schlicht Arbeitsmöglichkeiten und Grundstücksrechte der Gemeinden sichern und bediente sich hierfür des damals üblichen Entnazifizierungsschemas. Aufarbeitung von Geschichte erfolgt nach aller Erfahrung Jahrzehnte später.

Alles in allem: Das Buch zeigt, dass die Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten in der Stunde der Versuchung nicht besser und nicht schlechter war als andere Kirchen auch. Versagt haben damals alle (ausgenommen die Verbotenen), alle aber hatten auch ihre Märtyrer. Die Lektüre dieses Buches stellt uns erneut die Frage: Wie kann Gemeinde Jesu Christi nach solchen Irrtümern und Irrwegen noch existieren? Wahrscheinlich weil über dem Fragwürdigen und Dunklen die Realität des Evangeliums steht, ja Er selber, der Menschen bis heute in seiner Gemeinde Frieden und Hoffnung schenkt. So ist denn dieses ernüchternde Buch zugleich ein Trost- und Hoffnungsbuch: ein großes Buch.

Dieter Leutert ■

Thomas Spiegler:

Home Education in Deutschland

Hintergründe – Praxis – Entwicklung
Von Thomas Spiegler; Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008 ISBN 978-3-531-15729-0

Für seine brandneue soziologische Studie über die deutschen Freilerner und Hausschüler wählt der Autor Thomas Spiegler die gebräuchliche englische Bezeichnung Home Education. Schon damit wird klar, dass hier eine Idee und eine Bewegung beschrieben wird, die internationalen Ursprungs ist und eigentlich gar nichts so Besonderes wäre, wenn der deutsche Staat Bildungspflicht nicht als Schulpflicht mit Schulanwesenheitszwang in seinem Schulsystem monopolisiert hätte. Das Lernen ohne Schule und das schulähnliche Lernen zuhause, welches hier gleichermaßen betrachtet wird, findet im Rahmen der Familie und ihres Alltags und Lebensumfeldes statt.

Anhand von vier praktischen Fallbeispielen und einem geschichtlichen Abriss geht der Autor zunächst auf das Thema der Studie ein und schreibt ausführlich über die erstaunlich disparaten Gründe von Kindern und Eltern, die sich für Home Education entscheiden. Er erfasst

dabei verschiedene typische Lebenswelten dieser Familien ebenso, wie er – zum Beispiel – auch beschreiben kann, welche Rolle das Weltbild dabei spielt, die nicht unerheblichen „Kosten“ von Home Education zu beurteilen, die insbesondere der schwierigen rechtlichen Situation in Deutschland geschuldet sind. Hier zeigt sich dann auch erstmals, wie rückständig und fortschrittsfeindlich das von Schulbürokratie getragene deutsche System leider immer noch ist.

Es folgt eine Darstellung von Theorie und Praxis der Bildung zu Hause, bei der Spiegler auf die angewandten Lernmethoden eingeht, die so unterschiedlich sind wie die Motive, bis hin zu einer Beschreibung der Ergebnisse dieser Art des Lernens einschließlich des Bereichs der Entwicklung sozialer Kompetenz. Interessant ist seine Beobachtung der sich stark verändernden Mutterrolle, die, als neue Mutter-Lehrerin-Rolle aufgewertet, gar den Anklang eines neuen, alternativen, aber ebenso emanzipatorischen Feminismus erfährt – gleichsam als Karriere zuhause, die gesellschaftlich wahrnehmbar ist.

Auch im Kapitel „Home Education als Rechtsbruch“, Rechtsbruch hier legalistisch verstanden, geht der Autor ausführlich auf die Situation behördlicher Zwangsmaßnahmen und zugehöriger Rechtsprechung ein und so findet sich das juristische Argumentationsspektrum beider Seiten wieder. Darüber hinaus leistet Spiegler eine ebenso höchst interessante Typologie der Proteststrategien nach „Kriegern, Bettlern, Diplomaten“, die wiederum für Betroffene ebenso interessant sein wird wie für allgemein Interessierte. Es ist eine dieser vielen Stellen, die das Buch – obschon Studie – geradezu spannend macht und den Wert soziologischer Studien direkt vermitteln kann.

Thomas Spiegler hat mit dieser Studie ein kenntnisreiches, scharf umrissenes und ausgesprochen ausführliches Werk geschaffen, welches Interessierten am Thema sowohl grundlegende Informationen bietet wie auch zahlreiche und wertvolle Auswertungen. Es ist das Thema selbst, welches dieses Buch spannend macht, obschon es tatsächlich eine nüchterne und sachliche Studie ist, die eine umfangreiche Befassung mit Home Education in Deutschland leistet. Ob Skeptiker, Befürworter und Gegner von Homeschooling: Die Lektüre dieser Studie verspricht allen Gewinn und ganz sicher weitere Erkenntnisse. Sie ergänzt den wissenschaftlichen Kanon im Bereich Bildung um ein – zumindest für Deutschland – neues Thema.

Stefan Sedlaczek ■



Zu „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ von Tabea Kolze (Sep/Okt 2008):

Ich danke euch für den Mut, den ihr hattet, an diesem Kirchentag mitzumachen (vielleicht ist es für euch auch selbstverständlich) und zu berichten. Es ist gut, wenn wir bereit sind, bei solchen Veranstaltungen mitzuwirken, und nicht gleich vor „drohenden Ökumenen“ in Form von Kirchenfusionen und Aufgabe aller adventistischen Glaubensüberzeugungen Angst zu haben. Wir können hier zeigen, dass wir offen und tolerant gegenüber Anderen sind, ohne unsere eigene Identität aufzugeben. Mir ist bewusst, dass das nicht jedem „schmeckt“, was ihr hier macht und was ich hier schreibe. Aber das kann ich und könnt bestimmt auch ihr aushalten. Wir haben hier doch eine wunderbare Möglichkeit, durch diese Kontakte anderen zu zeigen, was uns im Glauben wichtig ist, wenn wir bereit sind, uns bei solchen Gelegenheiten einzubringen. Das sollte Schule machen auch für andere Gemeinden bzw. Regionen. Macht weiter so und berichtet von solchen Kirchentagen!

Ronald Krapf, Schorndorf

Zu „Gedanken zur Musik im Gottesdienst“ von Herbert Blomstedt (Nov/Dez 2008):

In der Mai/Juni-Ausgabe wehrte Eri Dan Kritik an kirchlicher Pop-Musik folgendermaßen ab: „Durch die Jahrhunderte war der Chor derjenigen, die eigene Unkenntnis der Materie als moralische Bedenken kaschierten, die eigene ästhetische Präferenzen bestenfalls als pädagogische Abwehr, schlimmstenfalls als Willen Gottes ausgaben, immer schon sehr laut ...“ In diesen Chor hat sich nun auch Prof. Herbert Blomstedt eingereiht. Danke für die Veröffentlichung seines Beitrags! Ich vermute, er artikuliert den Standpunkt einer schweigenden Mehrheit in der Freikirche. Er schreibt: „Musik hat eine stark sinnliche Komponente, die ... uns aber auch leicht verzaubern kann.“ Weil das so ist, könnte ein zusätzliches zu den drei grundlegenden Kriterien des Autors lauten: Musik darf Gedanken und Sinne nicht auf Alltägliches und Irdisches lenken!

Instrumente und Rhythmen, die dem Gottesdienstbesucher suggerieren, er sitze in einer weltlichen Veranstaltung, haben im Sinne von Herbert Blomstedt in einem Gottesdienst nichts verloren. Gehört Prof. Blomstedt, renommierter europäischer Dirigent, wirklich zum „Chor“ der Menschen mit „eigener Unkenntnis der Materie“?

Dr. Heinz Wietrichowski, Stralsund

Herbert Blomstedt unterscheidet erst nach der französischen Revolution zwischen säkularer und geistlicher Musik. Mit welchem Recht? Seine vielgerühmten Schütz/Bach/Händel – selbst Luther – haben die gängigsten Gassenhauer verwendet. Sie haben mit großem (kommerziellem?) Erfolg populäre Volksmusik in ihre geistlichen Werke aufgenommen. Warum sollten sie das dürfen im Gegensatz zu heutigen Musikern?

In den biblischen Beispielen haben sich drei gravierende sachliche Fehler eingeschlichen: 1.) Als Usa nach der ins Rutschen geratenen Lade griff, wurde er doch eher von seiner Hilfsbereitschaft dazu hingerissen als von Voodoo-Rhythmen. 2.) Falsch ist Blomstedts Behauptung, David sei begeistert von der Musik und dem Tanz in Verückung geraten. Die Bibel sagt, dass er begeistert von Gott war, sich daraufhin wie ein Priester kleidete und verhielt. 3.) Es ist falsch zu behaupten, David wäre mit seinem Tanz einen Schritt zu weit gegangen. Denn: Michal wurde für ihre Kritik an David von Gott bestraft – mit Kinderlosigkeit! An zwei Stellen in diesem Bibelabschnitt wurde Gott also sehr zornig: Als Usa nach der Lade griff und als Michal David kritisierte. Und keinesfalls störte sich Gott an Musik und Tanz.

Blomstedt behauptet, durch Musik und Rhythmus wäre das Volk Israel in den Schlamassel um das Goldene Kalb geraten. Es ist keine stilvolle Art der Bibelauslegung, so Ursachen und Wirkungen zu vermischen. Immerhin dauerte es einige Zeit, bis das Stierbild in Gold gegossen war. Als jenes fertig war, plante das Volk wissentlich, dass am darauffolgenden Tag ein Fest gefeiert werden sollte. Das alles waren rein rationale Vorgänge, die ohne jede durch Musik erzeugten ekstatischen Effekte zustande kamen. Als das Fest geplant war, waren per Intellekt alle Weichen für die große Entgleisung des Volkes gestellt. Also nicht durch die Musik.

Somit muss sich kein Gemeindeglied von unsachlichen Bemerkungen verängstigen lassen, dass es unwissentlich durch den Einfluss von Musik oder „falschen“ Instrumenten in eine böse Ekstase geraten kann. Ich finde es schlimm, dass Angstmacherei einen so breiten Raum einnimmt und dass dadurch so viele zarte, gute Pflänzchen von vornherein erdrückt werden.

Christian Päschel, Dresden

Der Artikel von Herbert Blomstedt war mit Abstand der beste Beitrag zum Thema „Musik“, den ich bisher im DIALOG gelesen habe. Sein Rat, jede Art von Musik dort zu lassen, wo sie hingehört, deutet auf die Nüchternheit und Ausgewogenheit eines großen Meisters hin. Auf solche anspruchsvollen, qualitativ

hochwertigen Beiträge würde ich mich auch in Zukunft freuen.

*Robert Bauer (Dipl.-Musiklehrer),
Erlangen*

Ich bin der Meinung, dass es keine christliche oder unchristliche Note bzw. Melodie gibt. Der Charakter der Melodien kann fröhlich beschwingt, traurig in Moll, dominierend, verhalten oder sonstwie gestaltet sein. Wann und wo wir eine Melodie spielen, hängt vom Arrangement und von der Instrumentalbesetzung ab. So gestalten sich die Melodien für Feste, Gottesdienste mit Lob und Anbetung, für Trauer, für Kinder usw. Erst durch die entsprechenden Texte wird dann im zweiten Schritt daraus ein christliches Lied. So vielfältig die Erfahrungen sind, die jeder Einzelne mit Gott macht, so vielfältig ist die Ansicht darüber, was zur Ehre Gottes beitragen könnte und was nicht. Hier kann man kein Schema vorgeben und Instrumente benennen, die zum Lob Gottes angemessen wären.

Es gibt zahllose engagierte, aufrichtige Christen, die leider über keine musikalischen Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen. Und doch ist es ihnen ein Bedürfnis, Gott von ganzem Herzen zu loben. Wer will beurteilen können, wie vollkommen oder wie unvollkommen der Gesang sein muss, damit er Gottes Thron erreicht?

Im Gottesdienst, wo alle Altersgruppen und Menschen unterschiedlicher Denkgebäude sich zum Lob Gottes zusammenfinden, sollte gegenseitige Liebe und Akzeptanz oder wenigstens Toleranz eine große Rolle spielen. So könnte in einem Gottesdienst ein Lied von Martin Luther neben dem Lobpreislied von Michael W. Smith stehen und durch ein Lied von M. Birkenfeld einen Farbtupfer bekommen – und alles begleitet von Instrumenten, die in der jeweiligen Gemeinde zur Verfügung stehen.

Sieglinde Wilke, Theeßen

Endlich kommt ein kompetenter Berufsmusiker mit sachlichen und biblisch fundierten Ausführungen zu Wort. Bedauerlicherweise wird bei den STA (selbst von oberster Stelle) offensichtlich nicht die Notwendigkeit erkannt, dass es ausgebildete und von der Freikirche hauptamtlich angestellte Kirchenmusiker sein müssen, die die musikalischen Aktivitäten in den Gemeinden leiten, um den Schatz von „fünf Jahrhunderten inspirierter Kirchenmusik“ (Blomstedt) in die Gottesdienste zu bringen. Damit sollte es auch gelingen, eine Musik mit angemessenem Niveau zu erreichen, die die drei von Herbert Blomstedt angesprochenen Kriterien erfüllt.

A. und R. Peetz, Nürnberg

Prof. Herbert Blomstedt hat in seinem aufschlussreichen Artikel die adventistische Musikdiskussion an drei seit langem bekannte Qualitätsmerkmale erinnert. Dafür ist ihm zu danken, denn die von ihm genannten Kriterien sind nicht jedem bewusst. Dennoch ist es angebracht, dem Autor mit dem Theologen Paulus zu antworten, der die Klientenzentrierung zum Bestandteil der christlichen Verkündigung macht (1 Ko 9, 19-22), bzw. mit Jesus Christus, der die Qualität einer Gottesbeziehung und nicht die Ansehnlichkeit des Produktes als das für Gott entscheidende Kriterium bezeichnet (Mk 12, 41 ff.). Vor 40 Jahren lernte ich auf dem Gymnasium das Credo meines Altphilologen kennen: Bildung sei untrennbar mit einer umfassenden Kenntnis der lateinischen Sprache gleichzusetzen. Mittlerweile habe ich gelernt, dass es hier umfassendere Definitionen gibt als die Eingrenzung meines damaligen Lehrers. Diese Argumente bringen mich zu der Überzeugung, dass man musikalische Grenzwertbeschreibungen in Bezug auf Qualität, Gottesdiensttauglichkeit und Geschmack nicht so eng fassen muss, wie Herbert Blomstedt es tut.

*Heinz-Ewald Gattmann (D.Th.),
Norderstedt*

„Die Zeitschrift DIALOG berichtet über die Theologische Hochschule Friedensau und will zur Reflexion über Themen gegenwärtiger Relevanz anregen. Die Meinungen, die von den Autoren vertreten werden, entsprechen nicht automatisch der Position der Hochschulleitung, sondern sind als Beiträge zur Debatte zu verstehen.“

DIALOG

DIALOG wird herausgegeben von der Theologischen Hochschule Friedensau
Referat Marketing und Öffentlichkeitsarbeit
An der Ihle 19, 39291 Friedensau
Fon 0 39 21. 916-127, Fax 0 39 21. 916-120
E-Mail: dialog@thh-friedensau.de

Spendenkonto:
Friedensauer Hochschul-Stiftung
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 810 205 00, Konto 1899

Gesamtverantwortung:
Prof. Johann Gerhardt, M.Div., D.Min.

Redaktionsleitung: Martin Glaser

Redaktion: Esther Canedo, Andrea Cramer,
Johann Gerhardt, Tabea Kolze, Roland Nickel,
Dietmar Päschel, Karola Vierus

Gestaltung und Produktion:
advision Design + Communication, Ockenheim

Druck: Grindeldruck GmbH, Hamburg

DIALOG erscheint alle zwei Monate
Ausgabe: Januar/Februar 2009

www.thh-friedensau.de



Die Theologische Hochschule Friedensau
ist eine Einrichtung der
Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten